

Seminarist in Blaubeuren in den Jahren 1911 bis 1913

Paul Wanner

Den zwei Jahren Maulbronn* folgten die zwei Jahre bis zum Abitur in Blaubeuren. Aber erst kamen die Sommerferien. Sechs Wochen der Freiheit!

Wandern? Ich war allein. Mit keinem Kameraden hatte ich etwas verabredet; alle gingen sie ihre eigenen Wege, verstreut im Land. Ich hatte immer nur Antriebe von außen bekommen. Der Stundenplan, die Schulaufgaben hatten mein Leben bestimmt und würden es auch fernerhin tun.

Es verlangte mich sehr, mich weiterhin im Dichterschen zu versuchen. Aber ich hatte keine Ahnung, was dazu an Erleben erst geschehen müsse, an Austausch, an Selbstkritik, damit aus dem Hungerbrünlein meiner Versuche ein Strom würde, der andere mitriß. Auch war ich übervoll von Schiller, epigonenhaft festgelegt. Eine Ahnung von der «Moderne» hatte ich ja, aber mir fehlten die Bücher, die Theaterbesuche. So ließ ich im Bewußtsein meiner Unreife alles Begonnene stecken. Ebenso fehlte mir das Rüstzeug für Wissenschaft; die Schulbücher geboten immer nur Auswendiglernen, – Wiederholen, was andere Menschen früherer Zeiten gelebt und geschrieben hatten. Eine an sich gute Allgemeinbildung ließ spezifische eigene Kräfte nicht aufkommen.

Blautopf und Ruckenberg

So geriet ich in eine Orgie von Schachspielen, nach Büchern oder mit mir selbst, dermaßen, daß ich einmal nachts an einer Geistererscheinung erwachte, die im weißen Gewand in der Tür stand und drohend den Arm hob. Was ich damals versäumte und in meinem Gehirn verdarb, habe ich, bei immer neuen Rückfällen bis ins hohe Alter, nie mehr ganz hereingeholt. Was ich gewann, war eine zweifelhafte Steigerung des Kämpferischen und das Spiel mit rein formaler Logik, ohne Farbe und Seele.

Meine Mutter schalt, vergebens. Sie war es ja, in deren unruhigem Haushalt ich keinen eigenen Platz hatte, keinen Lebensraum. Besuche von Kameraden waren unerwünscht.

So kam ich mit heißem Kopf und vertrocknetem Gefühl nach Blaubeuren, zu ausgeruhten oder im Schulstoff trainierten Kameraden.

Eine zehn Jahre ältere Kusine väterlicherseits, mir noch unbekannt, half mir beim Einstand. Ich sah

nicht nur äußerlich an ihr hinauf; in den paar Stunden unseres Zusammenseins lernte ich mehr im Benehmen als sonst in Jahren. Ich war kein Bub mehr, aber eben darum befangen vor fremden Frauen, gewohnt, Wünsche zu unterdrücken. Sie schied mit der Einladung, ihre Familie in Ulm zu besuchen. Ich traf sie dann aber nicht mehr an; sie hatte sich irgendwo dem Dienst an notleidenden Dorfkindern bis zur Selbstaufopferung hingegeben.

Von der Landschaft hätte ich begeistert sein müssen. Sie war weit geräumiger und kontrastreicher als die etwas eintönige und kleinkarierte von Maulbronn. Gleich hinter den alten Klosterbauten, in denen wir wohnten und lernten, lag der *Blautopf*, der wunderbare, tiefblaue Quellsee des Blauflüßchens, den uns Mörikes Märchen von der schönen Lau traumhaft verklärte. Zum Schwimmen war er zu kalt; es war mit gutem Grund verboten, die Blau zu seicht; der «tiefe See» von Maulbronn fehlte uns sehr.

Ringsum Berge mit Felsen, ein Paradies für Kletterer, zu denen ich nicht gehörte. Inmitten der kreisförmigen Talmulde der «Ruckenberg» mit seinen Abstürzen; zu seinen Füßen das Städtchen, größer und organischer gewachsen als Maulbronn. Aber mir blieb es fremd; wir Seminaristen waren zu isoliert.

Neue Lehrer: trocken und pedantisch?

Die Lehrer sagten mir zumeist wenig zu; in Wahrheit hatte ich Heimweh nach den beiden Maulbronner Repetenten, die wie Freunde gewesen waren. Die neuen schienen mir pedantisch und trocken, hielten Abstand. Einer von ihnen ließ einmal meinen Hohenloher Freund, der sich auf eine witzige Weise gegen die Hausordnung vergangen hatte, auf seinem Zimmer eine Art Strafturnen machen, was ich ihm entsetzlich verübelte. Dem Freund machte ich Vorwürfe, daß er es nicht verweigert habe; er erwiderte mir, es habe ihm nicht das Geringste ausgemacht und sei morgen vergessen. Ein Verweis wäre ins Zeugnis gekommen.

Der Direktor des Stuttgarter Gymnasiums, der uns seinerzeit beim Landexamen den Text der ersten Arbeit diktiert hatte, war mittlerweile Ephorus in Blaubeuren geworden. Er war laut und autoritativ, hatte, wie damals viele Lehrer, eine unnatürliche Stimmbildung: er bildete die Vokale tief hinten in der Kehle; er rührte sozusagen. In Klassik jeder Art

* Vgl. SCHWÄBISCHE HEIMAT 1985/3, S. 202 ff.



Aufnahme der Haupthalle des Dorments, des Schlaftrakts der Mönche, in Richtung Süden aus den 20er oder 30er Jahren; im Flur noch Kohlenkisten. Dieser Korridor wurde auch als Konzertraum und als Saal für Schulfeste genutzt.

war er durch; die Moderne existierte für ihn nicht. Er meinte es grundgut, war aber von sich so überzeugt, daß ihm jeder Humor abging.

Er gab Aufsatz im alten Stil. Man mußte erst eine *Disposition* ausarbeiten und der Arbeit voranstellen: *Einleitung*, die in das Thema zu münden hatte; *Ausführung*, die mit Buchstaben und Zahlen unterzuteilen war; *Schluß* mit einer Pointe, die dem Thema allgemeinere Bedeutung gab. Ich half mir, indem ich die Disposition aus dem fertigen Aufsatz zog und sie auf dem Rand der Arbeit vermerkte. Die meisten Themen behandelte ich gleichnishaft oder mit einem Dialog. – *Ich solle meine Phantasie nicht so wuchern lassen* –.

Abweichende Ansicht schadete fast stets der Bewertung, auch bei den Repetenten, die die Hälfte der Aufsätze gaben, – ebenso meine schwer leserliche Handschrift, aus der der Kundige die Krise durch Überlastung und durch Entbehrung des Schönen hätte lesen können. Auch der Literaturunterricht war dazu angetan, mir die Freude an meinem Lieblingsfach zu schmälern. Der Stoff wurde, wohl schon auf Weisung des Lehrplans, nach dem Rezept

des alten Gervinus gewählt: Vor allem Klassiker, und dann nichts mehr. Lessings *Laokoon*, mir ohnehin zweifelhaft, wurde zu einem Marsch durch die Wüste, der Humor der *Minna von Barnhelm* säuerlich, ohne daß ich mich dem Bahnbrechenden dieses Werkes verschloß, und sehr verdarb ich es, als ich den Tellheim in einem Aufsatz über seinen Charakter einen Musterknaben nannte. Schlimm war auch Homer, dessen Schönheiten immer nur nach ausgiebiger Darlegung seiner Grammatik kurz gerühmt wurden.

Zwischen Fenster und Rouleau:
ein Streich ohne Folgen

Der Professor für Mathematik und neuere Sprachen, ohne Zweifel eine Potenz, aber überkritisch, wohl infolge von Krankheit, schied aus. Sein junger Stellvertreter gab nur eine kurze Gastrolle. Ihm habe ich manches zu danken, besonders bei einem leichtsinnigen Streich, der übel hätte ablaufen können. Einer von uns pflegte in den Pausen sich auf dem schmalen Außensims des hinteren Hörsaalfensters

halbliedend zu sonnen, fünf Meter über dem Erdboden des Klostergärtchens. Unerwartet früh kam eines Tags der Lehrer herein. Mich ritt der Teufel: ich schloß das Fenster, mein Hohenloher Freund ließ schnell den Rouleau herunter, der Unterricht begann. Mühsam unterdrücktes Kichern und Hin-ausplatzen der hinten Sitzenden, das sich verstärkte, als der Ausgeschlossene erst leise, dann immer dringlicher ans Fenster klopfte. Schließlich sah der dauernd gestörte Lehrer hin, wortlos, – das rundliche Schattenbild auf dem Rouleau zeigte, was los war. Schleunig ließ ich unseren Dicken herein, der Unterricht ging weiter. Da half nur die Bitte um Entschuldigung, die mir straflos gewährt wurde, aber diese Milde bewirkte mehr in mir als die strengste Strafe.

Der neue Professor kam. Er trug einen Christusbart und strömte über von Eifer und Verständnis. Beides gefiel uns nicht so recht. Er gab die theologischen Fächer: Glaubenslehre, nicht ganz einfach bei Sechzehn- bis Siebzehnjährigen, Altes Testament in Hebräisch, Neues in Griechisch, ferner Philosophie, dazu Stereometrie und Trigonometrie. Ich hatte eine meiner Anlage eigentlich nicht entsprechende Vorliebe für Mathematik und die Geheimnisse der Zahlen, besonders der Primzahlen, was mich viele Stunden kostete und meinen ohnehin überhitzten Kopf ausdörte. Von Maulbronn hatte ich eine unreife philosophische Besessenheit mitgebracht, die sich nun in unlösbare Fragen der Welterklärung verbiß. Ich malte mir aus, das Weltall, die Schöpfung, wie man damals sagte, existiere nur im Geist Gottes und werde unserem Geist von ihm suggeriert. Damit erklärte ich mir die mir unglaublichen Wunder. Besonders im Traum, dachte ich, finde diese Suggestion statt, und so gehe auch im Traum die Schöpfung weiter. Auch die Zeugung erklärte ich mir so.

Überforderung und Versuch des Ausstiegs

Neu war die famose Einrichtung von Studiennachmittagen: man konnte jeden Dienstag von 14 bis 19 Uhr studieren, was man wollte; man mußte nur das selbstgewählte Thema mit dem Fachlehrer besprechen und ihm nachher in einem zwanglosen Gespräch Rechenschaft ablegen. Ich schrieb einen Aufsatz über meine Schöpfungstheorie, die der Professor nachsichtig als denkbar mit mir besprach.

In Hebräisch machte ich ihm Kummer bis zum Abitur. Ich verabscheute es wegen der monotonen Grundform seiner Zeitwörter, denen sich mein sonst gutes Gedächtnis hartnäckig verweigerte.

Nachdem ich noch in einem Aufsatz über *berechtigten Egoismus* mein abstraktes Denken ausgerast

hatte, ergriff mich gegen dasselbe jäh ein unüberwindlicher Widerwille, der sich auf die ganze Art dieses Studiums junger Menschen ausdehnte.

Ich war bisher in Philosophie zusammen mit meinem rehägigen Stubengenossen der Antwort auf die Fragen des Professors gewesen; die übrigen hatten immer nur schweigend zugehört. Nun schwieg ich plötzlich von einer Stunde zur anderen. Oft sah der Professor nach einer Frage erwartend zu mir herüber, aber nie sprach er mich auf meine verweigernde Haltung an. Ich wurde widersetzlich, scharfte einmal mit den Füßen, weil er immer den Unterricht in die uns teuren Pausen hinein verlängerte; er ließ mich kommen und wies mich ernst, aber ohne jeden Unwillen und ohne Strafe zurecht, hielt auch künftig die Pausen ein. Aber ich hatte den schönen Kontakt mit ihm verloren. Nur die schriftlichen Arbeiten vernachlässigte ich nicht.

In den Fächern des Ephorus verhielt ich mich nun ebenso. Auch er ließ mich kommen und fragte mich nach den Gründen meines Nachlassens, weil ich im ersten Zeugnis um dreizehn Plätze hinuntergerutscht war. Ich antwortete kurz, ich fühle mich überfordert. Er gab mir ein Traktätchen über *Schulnot*; ein Schulmann schrieb darin Briefe ohne Antwort an einen Gymnasiasten, im Tone tiefenden Vertrauens, wobei er ihn als immer Reiferen ansprach. Wenigstens erfuhr ich darin Näheres über den Liebesakt, zum Glück ohne daß ich darum meine abwartende Haltung verlor.

Aber nun fing ich an zu rechnen: 34 Wochenstunden Unterricht, dazu 8^{1/2} für schriftliche Arbeiten Mittwoch und Samstag bis 19.30 Uhr, nicht gerechnet die Arbeitszeit vor und nach dem Unterricht, natürlich auch nicht das Turnen und den Sportnachmittag, aber ab und zu an einem Feiertag ein fünfständiger Aufsatz.

Ich fand, dies müsse auf die Dauer mein Dichtersches ruinieren, und schrieb meinem Vater, ich wolle aus dem Seminar heraus und nach Hall zurück. Mir schwebte dabei unter anderem der Umgang mit Mädchen vor, der sich für die Seminaristen auf einen sehnsüchtigen Blickwechsel mit einem hübschen gleichaltrigen Mädchen eines Hauses im Klosterhof beschränkte.

Mein Vater, der sich als Geschäftsmann hier inkompetent fühlte, konsultierte in Schwäbisch Hall den Missionar, Vater eines meiner Kameraden, und erhielt die Antwort, das seien so jugendliche Wandlungen, die man am besten nicht beachte. Mein Vater berichtete mir offen diesen Bescheid, mit dem ich mich abfand, nicht weil ich ihn für richtig hielt, sondern weil ich einsah, daß ich in Hall in einer lahmen, mir von früher her mißgünstigen

Klasse und in unserer jeder geistigen Arbeit abträglichen Wohnung aus dem Regen in die Traufe kommen würde. Auch hatte meine Mutter statt meiner jenen durchgefallenen Landexamenskandidaten die vier Jahre bis zum Abitur ins Haus aufgenommen, der umgänglicher und heiterer war als ich. Ich hatte das dumpfe Gefühl, eigentlich nirgends mehr daheim zu sein.

Lektüre der Dramen und Rolle als die «Wand»

Ich nahm mir vor, fortan mein Leben auf Dichtung zu stellen. Die Studiennachmittage waren dazu wie geschaffen.

In Literatur beriet mich ein neuer toleranter Repeitent. Als erste Arbeit wählte ich Shakespeares *Hamlet*. Er kam mir zunächst etwas abenteuerlich vor; ich kam mit der sprunghaften Handlung nicht zurecht, die Geistergeschichte war mir zu billig, der Wahnsinn Ophelias künstlich-theatralisch, verglichen mit den geistig Gestörten des Haller Spitals, die weit weniger poetisch auftraten. Aber der unerhörte

Reichtum der Sprache ging mir schon in der Übersetzung der Romantiker wie Honig ein, ebenso die Treffsicherheit der Menschenzeichnung und die Unbefangenheit, mit der hier Tragik und Komik abwechselten. War ich in so manchem ein Spätentwickler, – hier glaubte ich, alles auf den ersten Blick zu verstehen. Ich las einige Lustspiele von ihm, vermaß mich, Schwächen zu sehen, etwa in den *Lustigen Weibern von Windsor* oder in der *Zähmung der Widerspenstigen*, fand in *Was ihr wollt* den Narren und besonders sein Schlußgedicht überhaupt nichts wert und kam doch nicht los von dieser Welt gesteigerten Lebens. Vielleicht war es der Instinkt der Selbstbehauptung gegen eine routinierte Genialität, deren Menschen mir zu sehr die Kreaturen ihres Schöpfers schienen. Aber es ging mir ein Licht auf, was auf der Bühne alles zu machen sei.

Dann las ich *Faust I. Teil*. Nicht wie es sich gehört, von vorne bis hinten. Der schön gedruckte Text aus der Schülerbibliothek war sehr begehrt; man mußte sich beeilen. Ich überflog die Monologe und die Paktszene und geriet in die Gretchenhandlung hinein, die mich gänzlich umwarf. Nicht nur durch ihre zerschmetternde Tragik, sondern durch den Zauber

Ein Bild des Blaubeurer Klosterhofs aus der Zeit vor 1900 mit Dachziegeln und Baumstämmen. Hinter der Fensterreihe im ersten Stock die Zimmer der Seminaristen. Ganz rechts der Hörsaal. Über dem Dach der Glasfelsen.



einer wie vom Himmel gefallenem Sprache. Ich zweifelte, je etwas Gleichwertiges machen zu können – denn ich hatte mir angewöhnt, bei jedem dramatischen Text mich so zu fragen – und beklagte dies in einem langen Gedicht, das mich etwas tröstete, weil nun doch etwas Eigenes entstanden war.

Faust II. Teil ließ ich mir durch die Parodie von Friedrich Theodor Vischer verderben. Ich übernahm das damals gängige Urteil über das «schwache Alterswerk» mit dem «starken V. Akt», ohne eine Ahnung von dessen Doppelbödigkeit auch in den Schlußszenen, in denen ich nur die Gestalt Jesu schmerzlich vermißte.

Diesen Standardwerken wich ich aus in einem dramatischen Versuch, der einem dem Suff verfallenen Handwerker galt und mir in einem Naturalismus banalster Art versandete. Bestärkt hatte mich darin ein Lustspiel des alten Römers Plautus, in welchem ein versumpfter junger Mann, in einem Liebeshandel von seinem pffiffigen Sklaven unterstützt, den gleichfalls verliebten Vater nasführt. Der zweite Professor, der uns lateinische Dichtung vermittelte, sprach das Stück mit mir durch. Ohne seine Hilfe hätte ich weder Sprache noch Komik dieser etwas ordinären Gassendichtung verstanden. Dieser Mann, den ich wegen seiner heiser gequetschten Stimme und seiner kleinen Witzchen im Unterricht weit unterschätzt hatte, offenbarte dabei einen Humor und eine befreiende Unbefangenheit, die mich eine von allem Lehrerhaften weit entfernten Privatexistenz ahnen ließ. Ich fühlte mich ganz einfach blamiert, kam mir schülerhaft vor.

Diese heilsame Einsicht ließ mich eine mir schmerzliche Unfreundlichkeit der literarisch interessierten Klassenelite widerspruchslos ertragen. Sie übergang mich, dem Deklamation und Theaterspiel zum Höchsten gehörte, bei der Spielerauswahl für ein patriotisches Drama *Kolberg*, dessen Mißerfolg mir denn auch wenig Kummer bereitete. Man holte mich dann wieder zu dem Rüpelspiel aus Shakespeares *Sommernachtstraum* für die Rolle der Wand, die die Verliebten trennt. Sie war mir widerlich wie das ganze, das Volk als dackelhaft darstellende Rüpelspiel. Damit endete leider mein literarischer Kontakt mit dem Prälatensohn.

Dann las ich Friedrich Hebbels Dramen und Tagebücher und verfiel ihm für längere Zeit. Ich hielt ihn für «größer» als meinen geliebten Schiller, was mir unsäglich wehe tat, und habe mich lange nicht von seiner rechthaberischen Starre befreien können.

Als das Überangebot von Klassikern und Nachklassikern mir über dem Kopf zusammenschlug, fand ich einen Weg zur Gegenwartsdichtung. Die damals



Seminaristen auf dem Glasfelsen oberhalb von Blaubeuren.

führende Zeitschrift *Kunstwart und Kulturwart* von Ferdinand Avenarius half mir dabei. Ich fand darin hohes Lob der Dramen von Gerhart Hauptmann, besonders seiner *Weber*. Ich ließ mir den Text von meinen Eltern schenken und las ihn mit heißem Gesicht. Da war keine Brücke zu den «Großen»; lebendige Gegenwart der «Kleinen» war herzerreißend dargestellt. Das konservative Bürgertum war empört, der Kaiser hatte seine Loge in der das Stück aufführenden Bühne gekündigt. Mir war dieser Riß in unserem Land schrecklich, nicht wegen des Kaisers, aber wegen des Kaisertums. Die Wahlniederlage der Rechten Januar 1912, von vielen Seminaristen feurig begrüßt, schien mir der Anfang vom Ende. Aber hier spürte ich ein «brennendes Recht» über allen Parteigungen; dieses Stück riß jenseits aller Klassik ein Tor auf.

Arisch-germanische Rasse und Gestalten der Bibel im Widerstreit

Mit ein paar Kameraden gründete ich einen «Literaturclub». Wir lasen in einem Zimmerchen für Musikübungen Ibsen mit verteilten Rollen – Gerhart Hauptmanns Sprache erwies sich als zu schwierig für uns –, besonders *Gespensster*. Der unverschuldete Untergang der hilflosen Hauptfigur durch ererbte Lues, von Anbeginn sicher, wirkte erstickend auf

mein Lebensgefühl; ich sträubte mich gegen dieses «Matt in drei Zügen», ohne Besseres zu wissen. Von da blieb mir eine Scheu vor jeder wehrlos erlittenen ausweglosen Tragik; zum erfolgreichen Katastrophendichter blieb ich bis heute verdorben.

Aber mit der «reinen Dichtung» war es zunächst vorbei. Aus ihr riß mich für Monate das Buch *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* von dem Engländer Houston Stewart Chamberlain, dem Schwiegersohn Richard Wagners, mit seiner Hypothese, daß das Arisch-Germanische die Höchsterscheinung des Rassischen sei, die tragende Schicht aller hohen Kultur der Neuzeit.

Zu meinem Hohenloher und mir hatte sich als Dritter im Bund ein Missionarssohn gesellt. Mein Erzfreund, mit seiner körperlichen Erscheinung geradezu das Modell dieser Konstruktion, behielt seine gelassene Objektivität. Mir, in den körperlichen Merkmalen ihm ähnlich, klang dieser Galimathias zwar schmeichelhaft, aber die doch stark südländisch geprägte Gestalt Goethes und die Fremdlosigkeit vieler anderer Höchststrangiger genügte zu meiner Ernüchterung, ganz abgesehen von den Gestalten der Bibel, auf die sich doch unser Bildungsgang gründete.

Unser brünetter Freund, leidenschaftlicher Lebensreformer, erlag diesem Sirenenbesang gänzlich, zu dem seine liebevolle, gastliche Art so gar nicht paßte. Er pflegte mich zu einem für ihn hoffnungslosen

Sonntagsausfahrt mit der Kutsche, gelenkt vom Seminarist Mühlhäuser, Sohn des Müllers von Blaubeuren. In der Chaise: die beiden Schwestern von Mühlhäuser und einige Seminaristen.



Schachkampf einzuladen, bei dem ich bis zu drei Gläsern gesüßten Tee vertilgte, was mich einmal morgens, bei der großen Frequenz der Gelegenheit, in große Bedrängnis durch eine Lähmung des Wasserlassens brachte, die viele Stunden währte. Am Schluß einer solchen Abendsitzung verstieg er sich einmal soweit, daß er jeden Kameraden nach seiner rassischen Körperlichkeit bewertete. Ich gab die Diskussion auf, spürte aber zu meiner Bestürzung ein Erkalten meiner Neigung.

Nach längeren Verschweigen bat ich unseren gemeinsamen Freund, er möge ihm mitteilen, ich könne unsere Freundschaft nicht mehr fortsetzen und möchte den Verkehr abbrechen. Das war eine Roheit; wie er sie aufnahm, beschämte mich. Er ließ mir sagen, warum denn ganz abbrechen? Wir könnten doch gute Kameraden bleiben. Ich stimmte freudig erleichtert zu und habe es nicht bereut, auch nicht, als sein Reformeifer ihn zu einer rein pflanzlichen Ernährungsweise anregte, von der er sich Lösung gewisser pubertären Bedrängnisse versprach. Ein entsprechendes Gesuch, die dazu nötigen Vorräte anlegen zu dürfen, angesichts der Gemeinschaftskost völlig illusionär, lehnte der Ephorus erwartungsgemäß ab. Immerhin geriet ich nun auch auf asketische Bahnen. Ich litt infolge einer Entzündung der Magendrüsen an starkem Sodbrennen und suchte dieses durch Fasten zu lindern, indem ich je eine Mahlzeit des Tages wegließ, merkte aber bald ein Nachlassen meiner Lebenskraft, im besonderen meiner sportlichen Leistungen. Ich hatte mir gleich zu Beginn der Blaubeurener Zeit vorgenommen, nicht mehr der geringschätzig behandelte Zweitkleinste zu bleiben; da war Fasten närrisch. Tatsächlich, sei es ohnehin, sei es durch unablässige Streckübungen, stieg ich im Turnen um zehn Plätze auf, erreichte die Durchschnittslänge des damaligen deutschen Mannes und gewann auch erheblich an Körperkraft, was mir bei der viertägigen Klassenwanderung in der Zentralschweiz Anfang Juni 1912 sehr zugute kam.

Ausflug in die Schweiz:
die Marseillaise macht nachdenklich

Diese Fahrt war der Gipfel der ganzen Seminarzeit. Leider gingen achtzehn Kameraden nicht mit; ob wegen elterlichen Verbotes oder aus Lerneifer, blieb dunkel. Schon die an sich eintönige Zugfahrt bis Friedrichshafen war eine Orgie von Lustbarkeit; die neuen Repetenten taten wacker mit. Die Überfahrt in die Schweiz, dann das Näherkommen des Gebirges bis Luzern, die Dampferfahrt über den Vierwaldstättersee mit den traumhaften, immer neuen

Ausblicken, dann der Fußmarsch auf der Axenstrasse mit ihren Tunnels bis Flüelen; der Schlaf in weichen, weißen Betten. Anderntags das Schweizer Frühstück von damals, das uns das Mittagessen sparte, die Bahnfahrt durch das wunderbare Tal der Reuß mit den Kehrtunnels zwischen immer höheren Bergen bis Göschenen, von dort ein neunstündiger Fußmarsch über Andermatt bis zum Furkapaß, Rhonegletscher und Abstieg nach Gletsch, wo wir in einem noch nicht ganz fertigen Hotel unser Französisch anbrachten.

Früh heraus über zehn Kehren hinauf zum Grimselpaß, auf unseren »Wettermänteln« wie auf Schlitten ins Haslital abrutschend, nach abermals neun Stunden und einem Wolkenbruch in der Aareschlucht bis Meiringen, von dort im Zug, ausruhend, ins Hotel von Brünig. Waren wir schachmatt? Nur die Beine, die wir zu einem vierstündigen Weinabend unter den Wirtstisch steckten.

Im offenen Nebenraum saß eine Gruppe noch junger Schweizer, die zu unserem Erstaunen auf unsere schwäbischen und deutschen Lieder mit ebensolchen aufwarteten. Geschmeichelt taten wir unser Bestes, bis sie plötzlich mit der *Marseillaise* uns aus allen Wolken fallen ließen. Brausend konterten wir mit *Es braust ein Ruf wie Donnerhall*, aber wir hatten zu hoch angestimmt und blieben zum Höllengelächter unserer »Gegner« stecken. Da, nach unserem verbesserten *da capo*, zarte Versöhnungsklänge von nebenan: *Holdes Mädchen, sei nicht böse, . . . daß du nicht die einz'ge bist, die ich herzlich liebe*. Das war umwerfend geistreich und zurechtrückend. Uns war ihr Tell durch Schiller ein Unsriger, ihr Gottfried Keller, C. F. Meyer und mit seinem *Olympischen Frühling* Carl Spitteler galten uns wie deutsche Dichter, – da gehörten doch die Schweizer mit ihrer deutschen Hochsprache auch zu Deutschland? Die *Marseillaise* sprach Bände: »Eure reaktionären Fürsten, wir mit unseren französisch sprechenden Kantonen . . .«. Man schied wohlwollend neutral.

Am letzten Tag, nach einem totenähnlichen Schlaf, den wir im Zug fortsetzten, erlebten wir Luzern mit dem Blick auf den Pilatus und den Gletschermühlen, zuletzt Zürich, die kleine Weltstadt, mit dem ersten Eiskaffee unseres Lebens – für 20 Rappen – und verschliefen den größten Teil der langen Heimfahrt, unterbrochen durch die Zöllner, die sich an unseren leichtergewordenen Rucksäcken vergeblich abmühten. Der abendliche Bodensee mit ungeheuren Wolken, deren Ränder die Sonne vergoldete, und den geisterhaft weißlichen Firnen der Berge war der letzte große Eindruck. Lebenslang blieb mir die immer wieder erneuerte Liebe zu diesem Land und seinen Menschen.

Chronische Überforderung und seelisches Darben

Um so schmerzlicher spürte ich nun die Zwiespältigkeit, ja Zerrissenheit meines Seminarlebens. Nie konnte man sich in etwas verlieren. Die Lehrfächer mit dem schneckengleichen Vorrücken der Erkenntnisse und des Könnens, mit dem ständig kontrollierten Müssen, wo man doch so bereit war zur Begeisterung, die von den Zeugnisnoten vergiftet wurde, – das einseitig Männliche eines laut besprochenen Zusammenlebens, zu dem auch ich mit meiner Lebhaftigkeit beitrug, und vor allem die Überfülle der Anforderungen, denen ich mich oft jäh durch brütendes Nichtstun entzog, – kurz gesagt: die chronische Überforderung, bei der das Seelische darbt, erweckte in mir immer wieder ein Gefühl des Versagens, das übrigens auch bei meinem Freund zu Depressionen führte. Er hatte sich in das Studium griechischer Philosophen gestürzt, die schon von der Fremdsprache her nicht zu bewältigen waren. Ich geriet an Chamisso, seine liebenswerten Gedichte steckten mich mit ihrer Schwermut an; ich hielt sie für den Kern aller Dichtung. – An Eigenem machte ich nichts mehr als ein ebenfalls schwermütiges Märchen.

Nun warf ich Ballast ab, allerdings den falschen. Statt Hebräisch, das ja Pflichtfach war, gab ich freiwilliges Englisch auf, das ich in den vier Jahren eines jämmerlichen Hebräischstudiums perfekt hätte lernen können; aber fünf Fremdsprachen waren mir denn doch zuviel. In den klassischen alten Sprachen ließ ich fünf grade sein. Das bis zum Aberwitz formenreiche Altgriechisch schien mir für einen künftigen Theologen überflüssig; ihm könnte das sehr vereinfachte Griechisch des Neuen Testaments genügen. Gewissenhaft – leider – versagte ich mir »Schläuche«, d. h. verbotene Übersetzungen, die zu benutzen als anrüchtig galt. Statt durch sie eine mühelose Übersicht über enorme und bedeutende Literaturen zu gewinnen, war man auf etwa 20 Zeilen im Unterricht und 40 in den schriftlichen Arbeiten beschränkt, nicht gerechnet die Fehlerangst, mit der man den unbefangenen, lustvollen Umgang mit der fremden Sprache lähmt.

In Literatur, die ich auf eigene Faust betrieb, machte ich ermutigende Fortschritte, zumal im Drama. Im Lustspiel und in der Erzählung des 19. Jahrhunderts spürte ich dumpf die Unterlegenheit der Deutschen gegenüber den Franzosen, blieb aber bei der landläufigen Wertung »Volk der Dichter und Denker«, die höchstens für kurze Epochen stimmt.

Der Wahn von der mindestens qualitativen Überlegenheit »deutschen Wesens«, der sich auf alle Gebiete erstreckte, war in unseren herrschenden



Breiter Felsen und Glasfelsen, davor der Blaubeurer Klosterhof, aufgenommen um 1900. Von Bäumen verdeckt unter der Uhr der Eingang ins Seminar.

Schichten wie im Bürgertum fast allgemein. Er und der machthungrige Nationalismus sämtlicher Großmächte sind die Hauptursachen der Katastrophen ab 1914.

In einem Pflichtaufsatz über den «deutschen und französischen Nationalcharakter», den ich mit dem Satz begann: «Was wissen wir überhaupt von Frankreich?», stellte ich unsere Überlegenheit sehr in Frage, übernahm aber das Gerede von der «Dekadenz» der Franzosen mit dem Hinweis auf ihr «Zweikindersystem».

Frankreich hatte damals 40 Millionen Einwohner, Deutschland fast 70. Bei uns kamen alljährlich durch Geburtenüberschuß 600000 hinzu. Was heutzutage

als übergroße Belastung angesehen würde, hieß damals zukunftssträchtige Volkskraft. Auch uns Seminaristen war dies ein Dogma in den immer häufigeren Diskussionen über die sich verdüsternde Weltlage.

Deutschland muß Weltmacht werden

Dieses Wachstum war nur zu verkraften durch eine Expansion zunächst wirtschaftlicher Art, die aber politisch und militärisch geschützt werden mußte, was die anderen Mächte als bedrohlich empfanden. Diese Spannungen wurden verschärft durch das neue deutsche Programm: *Deutschland muß Welt-*

macht werden. Dies in einer schon fast ganz verteilten Welt, in welcher das in Europa eingekeilte Deutsche Reich nur schwache Stützpunkte hatte. Ich erinnere mich noch lebhaft der Bangigkeit, mit der ich das Buch von Paul Rohrbach las, welches mit dem verschleiernenden Titel *Der deutsche Gedanke in der Welt* dieses Weltmachtdenken anheizte. Großbritannien, das durch das Gefasel und Säbelgerassel des deutschen Kaisers beständig gereizt wurde, schien das eigentliche Hindernis für unsere Expansion. Durch den Bau einer möglichst starken Flotte, vor dem Bismarck bis zuletzt schärfstens gewarnt hatte, suchte man dieser wirklichen Weltmacht Zugeständnisse abzupressen. Die Betreiber dieses idiotischen Verhaltens übersahen vollständig, daß selbst der stärkste Ausbau unserer Flotte, der finanzielle Grenzen hatte, Großbritannien niemals bezwingen konnte, weil es im Notfall Frankreich und die USA auf seiner Seite gehabt hätte und dann auch hatte.

Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß weder ich noch meine Kameraden eine auch nur annähernde Vorstellung von der ungeheuren Macht hatten, die die beiden angelsächsischen Weltmächte aufbieten konnten, und daß unsere maßgebenden Politiker und Publizisten diese Unterschätzung teilten und förderten. Großbritannien hatte, um die Jahrhundertwende, den kleinen afrikanischen Burenstaat nur mit Mühe unterworfen. Witze über die britische Landmacht waren an der Tagesordnung. In Großbritannien gab es, wie in den USA, keine allgemeine Wehrpflicht. Man hielt es bei uns nicht für möglich, daß diese beiden Weltmächte in kurzer Zeit gewaltige Heere aufstellen könnten mit einer technischen Ausrüstung, die uns zermalmete.

Die USA, währte man, würden ohnehin neutral bleiben wegen der Deutschamerikaner, die in Wirklichkeit gar nichts machen konnten.

Die Aussichtslosigkeit des deutschen Strebens nach Weltmacht wurde verdoppelt durch das Bündnis Frankreichs mit Rußland. Frankreich war bereit, zwecks Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen mit jedem Gegner Deutschlands zusammenzugehen, und Rußland plante die Zertrümmerung und Beerbung unseres einzigen zuverlässigen Verbündeten Österreich-Ungarn, dessen Heer zu einem großen Teil aus österreichfeindlichen Slaven bestand.

Diese beiden Gefahrenkomplexe rannen zusammen; weder Großbritannien noch die USA waren gewillt, eine Niederlage Frankreichs zuzulassen, und die deutsche Führung, voran die des Heeres, währte, ein Sieg sei durch rasches Handeln doch möglich. Nur ein Einlenken Großbritannien gegenüber konnte uns retten; aber wir hatten nur Fach-



Musikgruppe, Sänger und Instrumentalisten. Rechts vom Kontrabaß der Musiklehrer; drei Köpfe weiter nach rechts Paul Wanner. Ganz links der Hohenloher „Erzfreund“.

idioten, keine Staatsmänner. Selbst mit den größten Anfangserfolgen, selbst mit der völkerrechtswidrigen Besetzung Belgiens, deren Planung allgemein bekannt war, war eine schließliche Niederlage sicher, wie es denn auch kam und wie es ein zweites Mal Hitler erfahren mußte.

Alles dieses sahen nicht einmal die Verantwortlichen, die niemand zur Verantwortung zog, geschweige denn wir Seminaristen. Ich erinnere mich, daß es mir ab und zu gedämmert hat, z. B. an einem Abend auf meiner Stube, als wir, die europäische Karte vor uns, über einen russischen Krieg debattierten, bei dem unser Heer mit Leichtigkeit die russischen Ostseeprovinzen mit ihrer deutschen Oberschicht besetzen könne. Ich sagte: *Aber das wäre nicht mehr, als wenn man eine Sau mit einem Rüttel verhaut.*

Diese Diskussionen endeten mit dem vorletzten Schuljahr. Man fing an, sich auf das Abitur vorzubereiten, das «Konkurs» hieß, eine Konkurrenzprüfung, zu der noch beste Schüler aus den Gymnasien des Landes zu erwarten waren und deren Bestehen die Aufnahme ins Tübinger Stift mit kostenlosem Theologiestudium verhiess.

In den Ferien vor dem letzten Schuljahr erlebte ich zwei strahlende Augusttage auf dem väterlichen Hof meines Freundes. Er mußte sehr freundlich von mir erzählt haben; besonders seine Schwester, leibhaftiges weibliches Gegenbild von ihm, verwöhnte mich und war mit uns auf allen Gängen. Ich lief her-

um wie im Traum, und als ich schied, war mir wie dem Mann im Märchen, der die erlösende Frage nicht gestellt hat. Aber sie war zwei Jahre älter als ich, und ich war noch nichts, wußte nicht einmal, was ich werden wollte. Ihm habe ich nie von ihr gesprochen; ich fürchtete ein Nein. Unser Dritter im Bund verehrte sie abgöttisch und schrieb mir noch in die Kriegsgefangenschaft von ihrer Pflege Verwundeter, schickte mir Rousseaus *Bekenntnisse*, die mir der französische Dolmetscher mit Stolz aushändigte; ich las sie im winterlichen Zelt wie eine Botschaft aus einer besseren Welt. Er fiel, ehe mein Dank ihn erreichte, und als ich nach fünf Jahren heimkehrte, war auch sie, die Schöne, herrlich Gesunde, nicht mehr am Leben.

Der Musikschriftsteller August Halm besucht die Abschlußklasse

Das letzte Seminarjahr in Blaubeuren erlebte ich in einer gewissen Isolierung. Der literarische Klub löste sich auf; die Kameraden, einzeln oder in kleinen Gruppen, büffelten, und antworteten einsilbig, wenn ich auf meinen Rundgängen durch die Stuben sie neckte. Unser Dreibund hielt zusammen; unsere Sonntagswanderungen auf der Alb mit Most und Honigbrot im Landgasthaus sind mir unvergeßlich. Wir warfen alle Sorgen ab, verteilten die Welt, malten uns aus, wie wir nach dem Militärdienst uns treffen wollten. Theologe wolle ich nicht werden, sagte ich, aber vielleicht Lehrer in Literatur und Geschichte; in den Ferien würde ich dann schreiben wie ein Besessener. Einmal erschlugen wir unterwegs, mit schlechtem Gewissen, eine Kreuzotter.

Ein Strahl aus einer höheren Welt war mir der Besuch des Komponisten und genialen Musikschriftstellers *August Halm*, den unser liebenswerter Musiklehrer hergezaubert hatte. Er war sich nicht zu gut, uns regelrechte Lehrstunden zu geben über seine Auffassung von dem höheren Rang der polyphonen altklassischen Musik vor der späteren unserer großen Klassiker. Er spielte uns Beispiele auf dem Klavier vor, auch von Richard Wagner, und beantwortete geduldig unsere nicht immer geistreichen Fragen. Ich hörte nur zu, verehrte ihn viel zu sehr, als daß ich an ihn heranzutreten wagte. Er war ein großer, selbstloser Lehrer und Mensch.

Die kirchlichen Feste behielten trotz meiner Zweifel ihre einstimmende Kraft. Unser Musizieren mit Gesang und Instrumenten hatte Qualität und unterstrich die Stimmung besonders der Adventszeit. Auch den nicht mehr kontrollierten Kirchenbesuch behielt ich bei.

Die noch folgenden kleineren Ferien verbrachte ich



Der Seminarist links ist nicht mehr namentlich bekannt; er reicht seine Rechte einer Puppe, die von irgendeiner Seminargauke stammt. Rechts ein Diener, der Schuhe putzte, heizte, der «Mädchen für alles» war; ein Mann aus Blaubeuren.

in der Familie. Meine drei Schwestern waren nun alle verheiratet, ihre Männer ein recht belebendes Element. An Kaisers- und Königsgeburtstag paradierten sie in ihren Reserveoffiziersuniformen. Mein Vater war dann sehr einsilbig; im Kriegsfall, sagte er, habe er drei Söhne und drei Schwiegersöhne im Feld. Drei davon sind denn auch im Ersten Weltkrieg, ein vierter noch im Zweiten gefallen. Ein landwirtschaftliches Fest belebte unsere Beziehungen zur Bevölkerung und ihren jungen Damen. Auf dem Jahrmarkt lernte ich die Schwester eines Kameraden kennen; der Vater war Mühlenbesitzer in Blaubeuren. Zum ersten Mal mit einem Mädchen Arm in Arm! Wir waren beide gleich grün und gleich glücklich; ich möchte nicht wissen, was ich alles herausgesprudelt habe. Vor jeder Zärtlichkeit hütete ich mich; ich fürchtete Hoffnungen zu erregen, und mein Herz war anderswo.

Examen und der durchnäßte schwarze Rock
des Professors

Etwa vier Wochen vor dem Konkurs wurde mir doch schwül. Hebräisch zählte viel, und Aufsatz war Glückssache. Ohne Erfolg quälte ich mich mit einem hebräischen Wörterbuch ab; die Note weiß ich nicht mehr, ausreichend war sie gewiß nicht. Das Thema in Aufsatz lautete ungefähr: *Was war Homer den alten Griechen, und was ist er uns?* Ich hätte in der Einleitung dieses Mißverhältnis von Elefant und Mücke gerne ironisiert, nahm mich aber zusammen. Vermutlich habe ich eine ziemlich lederne Arbeit produziert.

Eine Stunde vor Griechisch-Mündlich saß ich etwas zerstreut auf meiner Stube. Ein griechischer Kunst-atlas lag vor mir. Zufällig schlug ich die Bilder der Burgen von Tiryns und Mykene auf und betrachtete sie, wie Burgen immer, mit Wohlgefallen, las auch die darunterstehenden griechischen Bezeichnungen, bis ich zu den Examinatoren hineingerufen wurde. Nach Übersetzung einiger Homerverse kam die Frage nach den Burgen von Tiryns und Mykene. Seitdem weiß ich, was Eidetik ist. Ich sah alles vor mir und redete wie das Buch. Unter beiderseitiger hoher Zufriedenheit trollte ich mich.

Die Verkündung der Ergebnisse meldete eine Niederlage des Seminars. Zwei Hechte aus den Gymna-

sien waren Spitze, einige weitere unter den sonstigen Vorderen. Ich war der Zwölfte bis Dreizehnte und zufrieden. Andere Plätze weiß ich nicht mehr. Unser Kleeblatt hatte bestanden.

Zum «Kranzwinden» baten wir «Töchter achtbarer Familien», wie es im Kommersbuch heißt. Ich hatte meine Dame schon und war mit ihr sehr vergnügt. Allgemein war die Reue über schon länger Versäumtes.

Zur Schlußkneipe kamen auch die Lehrer. Unser Theologieprofessor setzte sich neben mich und war die Liebenswürdigkeit in Person. Ich liebte ihn plötzlich über die Maßen, und als unser Sängerkwartett ein reizend-witziges Lied des Prälatensohnes mit dem Refrain *Drum bin ich auch Seminarist* gesungen hatte, warf ich in heller Begeisterung mein Bierglas um. Der schöne schwarze Rock des Professors war durchnäßt; ich hätte in den Boden sinken mögen, alle Freude war mir verdorben. Er beruhigte mich in der charmantesten Weise, aber mir blieb der Schatten auf dieser Schicksalstunde.

Um Mitternacht verbrannten wir auf dem Rücken-berg unsere Hefte und sonstigen Überflüssigkeiten, dann packten wir unsere Sachen und fuhren ungeschlafen ab; die meisten mit mir zur Musterung für den Wehrdienst nach Tübingen. Ich nicht ohne Abschiedsweh. Hätte ich gewußt, was alles kommen würde, – ich hätte geheult.

Abschiedskarte der Blaubeurer Seminaristen, die 1913 ihr Abitur machten.

